



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Konrad Ferdinand Meyers Versuchung des Pescara.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mehrheit angenommen und werden nunmehr durch Veröffentlichung des Gesetzes ihren endgiltigen Ausdruck finden. Mit diesem Gesetze hat die Gesetzgebung in Oldenburg einen Weg betreten, auf welchem ihr hoffentlich andre Staaten recht bald folgen werden.



Konrad Ferdinand Meyers Versuchung des Pescara.



ie fünf- und fünfzig „Leflinge,“ mit denen neben fünftausend-
fünfhundert Sturm- und Dranggenies unsre neueste deutsche Litte-
ratur gesegnet ist, haben seit einem halben Duzend Jahren die
Lebensunfähigkeit des historischen Romans verkündet und jeden
Schriftsteller, der es noch wagt, der veralteten und überwun-
denen Form zu huldigen, auf eine Art Proskriptionsliste gesetzt. Die Vertreter und
namentlich die Verteidiger des historischen Romans haben freilich mit wenigen
rühmlichen Ausnahmen alles gethan, um die herrschende Verwirrung über
Wesen und Lebensrecht dieser poetischen Gattung zu vermehren. Wenn selbst
diejenigen, die für den historischen Roman das Wort nehmen, mit der tausendmal
widerlegten Schulmeisterweisheit kommen, daß der historische Roman patrio-
tischen oder ethischen Bedürfnissen eines Volkes zu genügen habe, wenn sie
die kulturhistorische Wichtigkeit der historischen Erzählung betonen, so wird
damit nur Wasser auf die Mühle derer gegossen, welche dem historischen Roman
das Lebensrecht absprechen. Keine poetische Gattung der Welt darf aus
andern als poetischen Gründen vorhanden sein, und der schlechteste Dienst, welcher
sich dem historischen Roman und der historischen Novelle leisten läßt, ist es, sie für
eine Art didaktischer Dichtung in Prosa zu erklären. Der historische Roman, das
heißt der echte, lebendige, in der Geschichte der Poesie einzig und allein etwas
bedeutende, hat nur ein Motiv und nur eine Bürgschaft seiner Dauer, stark
genug, um ihn den naturalistischen Kritikern zum Trotz wieder und wieder zu
erwecken: er giebt Anlaß, gewisse Seiten des Lebens, gewisse Erscheinungen und
Empfindungen, gewisse Menschengestalten darzustellen, ohne welche das politische
Bild der Menschheit wesentlich ärmer sein würde. Was den wahrhaften Dichter
bei einem historischen Stoffe anzieht und fesselt, was ihn zur Wahl desselben
bestimmt, muß ein poetisches Stück Leben sein, welches entweder ausschließlich
oder doch mit ergreifender Stärke und Deutlichkeit gerade nur aus diesem Stoffe
zu erfassen und darzustellen ist. Ein alltägliches Vorkommnis, eine platte Liebes-

Grenzboten I. 1888.

18

geschichte mit einer historischen Brüche in usum Delphini anzurichten, hat gerade so viel Sinn, als schlechte Gliederpuppen mit zusammengetrödelten Theatergewändern behängen, sie abzupinseln und für historische Bilder auszugeben. An Machwerke dieser Art hält sich jene Anschauung, welche die poetische Bedeutung und lebendige Wirkung des historischen Romans verneint, und leider muß zugestanden werden, daß selbst anerkannte, als vortrefflich gerühmte historische Romane sich nicht weit über diese Linie erheben. Allein das Berrbild hebt den Wert des Bildes nicht auf, die Untersuchung über das Daseinsrecht und die poetische Wirkungsfähigkeit des Romans hat eben erst da zu beginnen, wo der unumgänglichen Forderung nach einem poetischen Motiv Genüge geleistet ist, das aus dem historischen Stoffe erwächst.

In diesem Sinne darf die neueste Novelle Konrad Ferdinand Meyers: Die Versuchung des Pescara (Leipzig, Häffel) ein kleines Meisterstück genannt werden. Das poetische Grundmotiv ist stark, eigentümlich und von ergreifender Tragik, es ist rein menschlich, vollkommen verständlich, vollkommen wirksam, aber es würde ohne die eigentümlichen historischen Voraussetzungen, auf denen sich die Novelle aufbaut, gar nicht oder wenigstens nicht in dieser Stärke und Deutlichkeit gedacht werden können. Die Novelle des schweizerischen Dichters, welcher durch eine Reihe früherer Erfindungen die Teilnahme eines großen Kreises gewonnen hat, spielt in den Monaten des Jahres 1525, welche der Schlacht von Pavia folgten. Der Sieg der kaiserlichen und spanischen Feldherren über König Franz von Frankreich hat das lange, blutige Ringen um die Oberherrschaft in dem unglücklichen Italien entschieden, es ist geringe Aussicht vorhanden, sich fernerhin der kaiserlichen, der spanischen Gewalt zu entwinden. Mit dem Instinkt des Schwächern empfinden die italienischen Politiker, daß die Fremdherrschaft Spaniens despotischer, unbarmerziger auf ihrem Lande lasten wird als die Frankreichs, und mit dem Wagemut der Verzweiflung planen sie eins von jenen Bündnissen, eine jener Halbverschwörungen, die damals wie Seifenblasen entstanden und vergingen. Der Kanzler des Herzogs Francesco von Mailand, Girolamo Morone, träumt, der Liga zwischen Mailand, Venedig, dem Papst und Frankreich einen Feldherrn in der Person des Marchese Pescara, des ruhmgekrönten Soldaten von Pavia, zu gewinnen. Er kann sich nicht vorstellen, und kein von der Kultur der Hochrenaissance erfüllter Mensch kann es, daß Pescara der Lockung einer Königskrone, der von Neapel, widerstehen werde. Er kann es umso weniger, als Pescara denn doch Italiener ist und ein Herz für das Elend und Unheil haben muß, welches Italien droht, als der General von der Eifersucht, dem Argwohn der Spanier längst umlauert wird, und was er auch beginnen mag, einem schimpflichen Sturze aus der Gunst des Kaisers schwerlich entgehen kann. In der That liegen die Dinge so, daß der Verrat an Karl V., welcher Pescara angezogen wird, beinahe die Weihe einer großen nationalen Rettungsthat erhält, daß sich alles vereinigt, dem kühnen Plan Ge-

lingen und Erfolg zu verbürgen. Die Versuchung, welche an Pescara herantritt, ist vielleicht die stärkste, vor welche seit Jahrhunderten ein Mensch gestellt worden ist. Wenn seine Vasallen- und Soldatentreue den Einflüsterungen der politischen Känkschmiede stand halten könnte, so verkörpert sich das leidende, nach Befreiung von fremdem Druck, nach eigenem Leben schmachtende Italien in der Gestalt der schönen und edeln Dichterin Vittoria Colonna, welche Pescaras geliebtes Weib ist. Mitten in der Verderbnis einer lastervollen Zeit hat sich dies Paar nicht nur eheliche Treue, sondern die reinsten und wärmsten Liebe bewahrt; Pescara würde vor jedem Schritt zurückschrecken, der ihn einen der zärtlich bewundernden Blicke seiner Gemahlin kosten könnte, und nun naht sich Vittoria dem geliebten Helden als edle Versucherin. Italien selbst scheint es zu sein, das aus ihrem Munde fleht, und Pescara bekennt sich selbst, daß er einen schweren innern Kampf zu bestehen haben würde, wäre er nicht von vornherein gegen alle Versuchung gefeit, und sähe er noch ein andres irdisches Ziel als die Bewahrung seines fleckenlosen Namens vor sich. Als Morone ihm mit flammender Beredsamkeit den Plan vorträgt und neben der Krone von Neapel die Krone des geeinten Italiens in der Ferne schimmern läßt, da thut der Feldherr die Frage: „Wie viele meiner Jahre verlangst du von mir, Morone?“ — „Viele ohne Zweifel!“ versetzte der Kanzler. „Je mehr, desto besser! Nur mit jenen langen und fruchtbaren Pausen, welche die Dinge still und unaufhaltfam wachsen lassen, unzerstörlich scheinende Hindernisse zernagen, die Gewissen abstumpfen und beruhigen und selbst das ursprünglich Freie entzählen und heiligen, nur auf solchen breiten und notwendigen Stufen ist Bleibendes im Staate erreichbar. Dein bester Verbündeter, Pescara, ist das Leben. Zehn, zwanzig, warum nicht dreißig Jahre, Pescara? Du stehst ja in der Fülle der Kraft und schöpfst nur so mit der Hand aus der überströmenden Quelle!“ Pescara aber sagt den lauschenden Freunden tiefernt, das Stück, das eben aufgeführt werde, heiße „Tod und Narr.“ Und als er die Bitten und Bestürmungen seines holden Weibes abweist, das ihn zuletzt verzweifelnd fragt, ob er ihr Italien verachte, erwiedert er ihr: „Wie dürfte ich ein Volk verachten, das mir dich gegeben hat? Aber ich will dir nicht verhehlen: Italien redet umsonst, es verliert seine Mühe. Ich kannte die Versuchung lange, ich sah sie kommen und sich gipfeln, wie eine heranrollende Woge, und ich habe nicht geschwankt, nicht einen Augenblick, mit dem leisesten Gedanken nicht. Denn keine Wahl ist an mich herangetreten, ich gehörte nicht mir, ich stand außerhalb der Dinge.“ Der Unererschütterliche gehört — dem Tode. Er trägt seit der Pavia'schlacht die Todeswunde mit sich herum, sein Arzt hat ihm nur künstlich auf Monate das Leben gefristet, er ist im Begriff, von der Erde und all ihren Herrlichkeiten zu scheiden, und er sieht im Lichte des Todes, mit der Unbestechlichkeit des Richters, dem kein persönlicher Vortheil schmeichelt, den keine Drohung schreckt, die Dinge, wie sie sind. Er weiß es, daß

die Zeit der möglichen Befreiung Italiens so unerbittlich vorüber ist wie seine eigne Lebenszeit, und kann seinem Vaterlande nur wünschen, von allen Träumen Abschied zu nehmen, wie er selbst Abschied nehmen muß.

Ohne Zweifel, hier ist ein tief poetisches, wenn auch ernstes, düsteres Motiv, eine Fülle des menschlich Ergreifenden in einer vielgliedrigen und doch einfachen Handlung, zu der sich der ganze Reiz einer lebendigen Charakteristik bedeutender und mannichfaltiger Gestalten gesellt. Man sieht sie wandeln, hört sie sprechen und atmen, diese Pescara und Bourbon, Leyva und Moncada, Morone und Guicciardin, die schöne Vittoria Colonna und die kleinern hinzuerfundnen Gestalten. Der Dichter zieht, ohne den Verlauf und den Ton seiner dramatisch ausgeführten Erzählung irgendwo zu unterbrechen oder zu durchbrechen, die hundert Nebendinge in die Vorgänge herein, durch welche wir die besondre Kultur, die Denk- und Redeweise der Zeit empfinden, uns der tausend Fäden, welche die Episode mit der großen Welthandlung verbinden, bewußt werden. Wenn der kombinirende, rechnende Verstand an diesem Kunstwerke einen starken Anteil hat, so ist das kein oder doch kaum ein Vorwurf — die Besonderheit des Stoffes erheischt eine gewisse Schärfe und feine Zuspitzung der Einzelheiten. Die Gesamtwirkung bleibt doch die poetische: mit leisem Grauen und wachsender Spannung, nicht ohne Rührung folgen wir der allmählichen Enthüllung des Geheimnisses, das der versuchte Feldherr mit sich trägt und das uns mit seiner Haltung so wunderbar ausföhnt.

Daß eine Erzählung wie diese ohne ein hohes Maß stilistischer Kunst überhaupt nicht durchführbar wäre, daß sie in ihrer knappen und edeln Haltung der Eigenart des Stoffes entspricht, bedarf keiner besondern Hervorhebung. Gegenüber der Anerkennung, welche die Phantasie, die sichere Gestaltenzeichnung, die Farbenfülle des Novellisten zu beanspruchen haben, ist das Lob seines klaren, geistig belebten Vortrages nur klein. Wohl aber will es sich ziemen, neben aller Anerkennung auch ein schwerwiegendes Bedenken nicht zu verschweigen. Konrad Ferdinand Meyer geht zwar der Klippe des historischen Romanschriftstellers, den trocknen Berichten über Thatfachen und Verhältnisse, den prosaischen Elementen der Zeit- und Sittenschilderung, sehr glücklich aus dem Wege. In der „Versuchung des Pescara“ ist alles nicht nur verständlich, sondern unmittelbar, es werden keine Notbrücken geschlagen, und die Dinge entwickeln sich aus den gegebenen Voraussetzungen mit überzeugender Kraft. Aber diese Voraussetzungen sind eine genaue Kenntnis der italienischen Geschichte in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten und den ersten des sechzehnten Jahrhunderts, ein gewisses Vertrautsein mit der besondern Bildung der Hochrenaissance, eine Fähigkeit, die bloße Andeutung aus der eignen Phantasie und der eignen Erinnerung von tausend Beziehungen zu ergänzen. Wem dies alles fehlt, der wird schwerlich die Entwicklung der Erzählung mit vollem Anteil begleiten, das poetische Hauptmotiv derselben in seiner ganzen Tiefe und Eigentümlichkeit mitempfinden können.

Und so ergibt sich nach alledem doch die Frage, wie weit der Dichter der Gegenwart in diesem Betracht gehen darf, und ob es wohlgethan ist, die Bildungsvoraussetzungen eines gelehrten und vielwissenden Geschlechts auch zu den Voraussetzungen poetischer Gestaltung und poetischer Wirkung zu machen, eine Frage, die sicher nicht ohne weiteres und ohne Einschränkungen bejaht werden kann.



Zum Vogelschutzgesetze.



vor einigen Wochen ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß dem Bundesrate ein neuer Entwurf eines Reichsvogelschutzgesetzes vorgelegt worden sei. Seitdem ist von der Sache nichts mehr gehört worden. Es wäre schade, wenn das Gesetz zurückgestellt worden sein sollte, denn nachgerade wird es dringend nötig, etwas nachdrückliches gegen die fortgesetzte Verminderung unsrer Singvögel zu unternehmen.

Die schlimmsten Ursachen dieser Verminderung können freilich durch ein Vogelschutzgesetz nicht beseitigt werden. Sie bestehen in der fortschreitenden Kultur der Feld- und Waldwirtschaft und in dem Massenfange der Vögel in Italien. Man sucht seinen Stolz darin, Feld und Wald reinlich aufzuräumen, beseitigt jeden Dornbusch, jeden hohlen Baum, jedes Wasserloch und nimmt dadurch dem Vogel Mistgelegenheit und Lebensbedingung. Dem gegenüber kann ein Reichsgesetz nicht wohl gebieten: Ihr dürft die Äcker nicht freimachen oder den Wald forstmännisch korrekt bewirtschaften. Wohl aber kann auf dem Wege der Verordnung das nötige geschehen, wenn erst einmal eingesehen ist, daß Vogelschutz in erster Linie darin besteht, dem Vogel seine Lebensbedingungen zu erhalten. Die Eisenbahnen thun durch die Telegraphendrähte, an welchen sich die durchziehenden Vögel stoßen, viel Schaden, sie können durch Anpflanzung von Buschwerk an den Böschungen viel mehr Gutes stiften. Verordnungen, wie die eines königlichen Wasserbaumeisters: daß die Ränder der Flüsse abrautet und nach dem Lineal zurechtgeschnitten werden sollten, müßten zu den Unmöglichkeiten gehören, schon darum, weil sie an sich unverständlich sind. Der Staat, welcher mit dem Erlaß von Schutzgesetzen vorgeht, hat auch ohne das Gesetz die moralische Verpflichtung, auf seinem Gebiete anzuordnen, was er durch ein Gesetz nicht erzwingen kann, nämlich Maßregeln zur Pflege des Vogelbestandes.